

Der pastorale Zweifel und seine Darstellung.  
Zu einer Kriteriologie der Qualitätsbeschreibung  
pastoraler Arbeit

Jan Hermelink

Nach der ersten Grundlagen-Besinnung von heute Vormittag, und vor der anschließenden Konkretisierung in einzelnen pastoralen Handlungsfeldern, hat mir die Tagungsregie die Aufgabe zugedacht, eine Art *Meta-theorie* (so verstehe ich das Stichwort „Kriteriologie“) der Qualitätsentwicklung zu skizzieren. Bevor wir also nach möglichen Beschreibungen der „Qualität“ einzelner pastoraler Arbeitsbereiche fragen, soll und will ich einige *grundsätzliche* Überlegungen dazu anstellen, inwiefern es sinnvoll sein könnte, im Blick auf das pastorale Handeln *im Ganzen* von Qualität zu reden.

Eine solche „Kriteriologie“ der Rede von pastoraler Qualität (um etwas abgekürzt zu reden) ist ein reichlich umfassendes Thema, insofern es nicht nur erfordert, das *inhaltliche* Verständnis von „pastoraler Arbeit“ zu klären – und zwar einigermaßen konsensfähig zu klären –, sondern auch *methodisch* zu reflektieren, wie die Rede von der Qualität die gezielte Verbesserung (so weit menschenmöglich) jener Arbeit erleichtern könnte.

Beim Nachdenken über das vielschichtige Thema sind mir drei Texte in den Sinn gekommen, nämlich ein Gedicht von *Bertolt Brecht* und zwei Kapitel aus *Manfred Josuttis'* pastoraltheologischer Veröffentlichung „Der Traum des Theologen“ (1988), die den „Erfolg“ und die spezifische „Arbeit“ der Pfarrpersonen bedenken<sup>1</sup>. Ob und wie es sinnvoll sein könnte, sich über die Qualität pastoraler Arbeit zu verständigen, das will ich anhand der Erinnerung an diese, in je ihrer Weise ‚klassischen‘ Texte reflektieren.

Damit bringe ich ein Kriterium kirchlicher Selbstverständigung in Anschlag, das Eilert Herms immer wieder im Blick auf die gegenwärtige kirchliche ‚Lehre‘ eingefordert und vorgeführt hat, nämlich die hermeneutische Orientierung an *konsensfähigen Grundtexten* der kirchlichen Überlieferung. Auch und gerade die Verständigung über das kirchlich so

---

<sup>1</sup> *Manfred Josuttis*: Der Traum des Theologen. Aspekte einer zeitgenössischen Pastoraltheologie 2, München 1988, 80ff bzw. 59ff.

heikle Thema der pastoralen Qualität sollte sich m. E. an konsensfähigen Grundtexten orientieren, um in deren Auslegung – hoffentlich – einen neuen Konsens der Betroffenen anzubahnen.

Im Anschluss an die Bemerkungen zu jenen drei Texten formuliere ich, eine Gattung aus der allgemeinen Qualitätsdebatte aufnehmend, eine Reihe von ‚Prüffragen‘ zur Rede von der ‚Qualität pastoraler Arbeit‘. Im Kontext der Konsultation, aber auch ihrer Nacharbeit soll(t)en sie mögliche ‚Maßgaben‘, eben Prüfkriterien für den Umgang mit den weiteren, spezifischeren Beiträgen zum Thema vorschlagen.

### *1. Das Zweifeln*

Bertolt Brechts Gedicht „Der Zweifler“, entstanden in den 1950er Jahren<sup>2</sup>, kam mir zunächst in den Sinn, als ich nach einer anregenden Verfremdung der Eigenart pastoraler Arbeit wie ihrer theologischer Reflexion, auch der Reflexion ihrer eigentümlichen Güte (oder Qualität) suchte.

Immer wenn uns  
Die Antwort auf eine Frage gefunden schien  
Löste einer von uns an der Wand die Schnur der alten  
Aufgerollten chinesischen Leinwand, so dass sie herabfiel und  
Sichtbar wurde der Mann auf der Bank, der  
So sehr zweifelte.  
Ich, sagte er uns  
Bin der Zweifler, ich zweifle, ob  
Die Arbeit gelungen ist, die eure Tage verschlungen hat.  
Ob, was ihr gesagt, auch schlechter gesagt, noch für einige Wert hätte.  
Ob ihr es aber gut gesagt und euch nicht etwa  
Auf die Wahrheit verlassen habt dessen, was ihr gesagt habt.  
Ob es nicht vieldeutig ist, für jeden möglichen Irrtum  
Tragt ihr die Schuld. Es kann auch eindeutig sein  
Und den Widerspruch aus den Dingen entfernen; ist es zu eindeutig?  
Dann ist es unbrauchbar, was ihr sagt. Euer Ding ist dann leblos.  
Seid ihr wirklich im Fluss des Geschehens? Einverstanden mit  
Allem, was wird? Werdet ihr noch? Wer seid ihr? Zu wem  
Sprecht ihr? Wem nützt es, was ihr da sagt? Und nebenbei:

---

<sup>2</sup> Bertolt Brecht: Ausgewählte Gedichte, Frankfurt/M. 1970 u.ö. (edition suhrkamp), 39.

Lässt es auch nüchtern? Ist es am Morgen zu lesen?  
Ist es auch angeknüpft an Vorhandenes? Sind die Sätze, die  
Vor euch gesagt sind, benutzt, wenigstens widerlegt? Ist alles belegbar?  
Durch Erfahrung? Durch welche? Aber vor allem  
Immer wieder vor allem anderen: Wie handelt man  
Wenn man euch glaubt, was ihr sagt? Vor allem: Wie handelt man?  
Nachdenklich betrachteten wir mit Neugier den zweifelnden  
Blauen Mann auf der Leinwand, sahen uns an und  
Begannen von vorne.

Einigermaßen vordergründig könnte man jenen blauen Mann auf der  
Leinwand mit der Pfarrperson selbst identifizieren, und zwar im Blick  
auf ihre gesellschaftliche Wirkung: Gelegentlich wird diese alte (!) Lein-  
wand von Einzelnen, von Familien oder auch von sozialen Gruppen ent-  
rollt und betrachtet; an Höhe- und Wendepunkten des individuellen oder  
gemeinschaftlichen Lebens wird der Pfarrer hinzugeholt und angehört:  
zunächst vielleicht in der Hoffnung, von dieser alten, ehrwürdigen Auto-  
rität die Bestätigung des Erreichten, die Weihe des Gelungenen zu erhal-  
ten – und zugleich vielleicht doch auch in der geheimen Hoffnung, das  
Gelungene noch einmal von außen, von einer transzendenten Autorität  
würdigen und *prüfen* zu lassen: Ist es wirklich gut? Hält es den Quali-  
tätsansprüchen der Tradition wie der Gegenwart stand?

Vielleicht besteht die Qualität pastoraler Arbeit, so lässt sich weiter asso-  
ziieren, ja gar nicht in den *Bestätigung* des gelebten Lebens, in seiner Ver-  
gewisserung, Segnung, Beheimatung – sondern in einer so überzeugenden  
wie nachhaltigen *Irritation*, in einer Befremdung und heilsamen Ernü-  
chterung, die die Nachfragenden aufs Neue an die Arbeit, auf die Su-  
che, in ihr eigenes Leben schickt?

Aber das ist wohl eine zu rasche und zugleich eine zu voraussetzungs-  
reiche, nicht wirklich konsensfähige Assoziation. Deutlich näher am Text  
des Gedichts selbst verbleibt die Beobachtung, dass es hier um die Güte  
von Kommunikation, genauer: von *öffentlicher Kommunikation* geht: Was ist  
zu bedenken, wenn man sich an die Öffentlichkeit wendet, und zwar mit  
dem Anspruch allgemeiner Geltung, verbindlicher Orientierung? Brechts  
Gedicht, das ja auf die gesellschaftliche Rolle der ‚Intellektuellen‘ reflek-  
tiert, enthält so etwas wie eine Theorie der öffentlichen Rede, ja der au-  
toritativen ‚Verkündigung‘. Vier Einsichten schärft Brecht allen Subjek-  
ten ein, die Wahrheits- und Geltungsansprüche im öffentlichen Diskurs  
erheben.

- Wer kommuniziert, erst recht: wer öffentlich kommuniziert, muss sich drei Fragen stellen, von denen jedenfalls die ersten beiden aus der homiletischen Theorie wohlbekannt sind: „Wer seid ihr? Zum wem sprecht ihr? Wem nützt es, was ihr da sagt?“ Zu den Fragen nach der eigenen sozialen Identität wie nach den Adressaten der öffentlichen Rede muss die Frage nach dem pragmatischen Kontext, nach den Nutznießern kommen: Was sind die *sozialen Folgen* unseres Redens, welche Einstellungen und Argumente, welche gesellschaftlichen Institutionen und Gruppen unterstützen wir – und wen schwächen wir vielleicht auch – durch Inhalt und Form unserer öffentlichen Äußerungen?
- *Form und Inhalt* – Beides gehört für den Dichter zur Güte, zur Qualität der öffentlichen Rede: Sie sollte „gut gesagt“ sein, also nicht meinen, dass nur der Sachgehalt, die ‚objektive‘ ‚Wahrheit [...] dessen, was ihr gesagt habt“ für die Wirkung des Gesagten bedeutsam sei. Und zugleich muss die Rede von ihrem gut oder schlechter Gesagten, von ihrer unmittelbaren kommunikativen Güte auch absehen können und nach ihrem sachlichen Nutzen, ihrem „Wert“ für Andere fragen – auch wenn es „schlechter gesagt“ ist.
- Noch komplexer sind die Qualitätskriterien der öffentlichen Kommunikation, wenn der Dichter ihre konstitutiven *Wirklichkeitsbezüge* nennt: „Seid ihr wirklich im [lebendigen] Fluss des Geschehens?“ Oder ist eure Rede „leiblos“, weil von falscher, abstrakter Eindeutigkeit? In ähnliche Richtung weist das Stichwort der „Erfahrung“, durch die die Rede belegt sein muss – aber „durch welche?“, zu ergänzen wohl auch: ‚durch wessen?‘. Und schließlich hat die öffentliche Rede „vor allem, immer wieder vor allem“ ihr Kriterium am sozialen Handeln: „Wie handelt man, wenn man euch glaubt ...“
- Zu den Pointen von Brechts Gedicht gehört freilich, dass dieser so strenge Bezug des öffentlichen, auch und gerade des diskursiven Redens auf Lebendigkeit, Erfahrung, Handlungsorientierung – dass dieser Bezug dann in der Rahmenszene relativiert, geradezu aufgehoben wird: Wir „sahen uns an und begannen von vorne.“ Der Impuls, nun endlich die gefundene Antwort mitzuteilen, öffentlich, ja autoritativ und mit Anspruch auf geistige Orientierung zu verkünden – dieser Impuls fällt in sich zusammen. Der Zweifel, die Reflexion *hindert* nachhaltig am öffentlich wirksamen Handeln, oder positiver, mehr an der

Form des Gedichts orientiert: Die poetische Struktur, die wohlgesetzte Fragenkette und ihre dialektische Rahmung lassen eine eigene Wirklichkeit, *eine ästhetisch geschlossene Welt* entstehen, die eben nicht zum Handeln auffordert, sondern die zum Betrachten (alter Bilder), zum Hören (auf die normative wie die poetische Überlieferung) und zur Besinnung einlädt.

Auf einer weiteren Deutungsebene kann Brechts Gedicht darum als poetische Reflexion wissenschaftlicher, vor allem geisteswissenschaftlicher Tätigkeit verstanden werden – als Darstellung einer *intellektuellen Existenz*, die nie zum Handeln kommt, die immer in der Betrachtung (der *theoria*), im Fragen und Zweifeln gefangen bleibt – oder besser: die sich selbst, geradezu rituell („immer wenn ...“) auf dieses Betrachten und Fragen verpflichtet.

Fast scheint es, als würde Brecht die Wissenschaftstheorie Karl Poppers verdichten: Nur das Zweifeln, nur das Prüfen aller Hypothesen, nur das unnachsichtige Befragen jeder noch so sicheren Behauptung verbürgt den Fortschritt der Wissenschaft. Nicht Verifikation, sondern allein Falsifikation von Behauptungssätzen kann zu realistischeren Beschreibungen dessen führen, was „den Fluss des Geschehens“ ausmacht. Zweifeln erscheint dann nicht als wohlfeile Verweigerung von praktischer Orientierung; sondern das Zweifeln, das permanente Nachfragen *dient* einer immer noch ausstehenden Wahrheit, die „einverstanden“ ist „mit allem, was wird“ – das sind geradezu eschatologische Sätze, hinter die die christliche Rede nicht zurückgehen wird.

Den Intellektuellen schreibt Brecht auf diese Weise einiges ins Stammbuch, was zu erinnern auch den theologischen Intellektuellen nützlich sein könnte:

- Kein theologisches Nachdenken beginnt bei Null. Immer ist zu fragen: „Ist es auch angeknüpft an Vorhandenes? Sind die Sätze, die vor euch gesagt sind, benutzt?“ Wer hat also, um das Thema wieder einzuspielen, schon vor uns von der Qualität kirchlicher, auch pastoraler Arbeit gesprochen, wenn auch mit anderem Vokabular („Güte“, „Stimmigkeit“, „Treue“), vielleicht auch mit anderer Absicht?
- Intellektuelle, auch theologische Reflexion ist kein einsames Geschäft: Es ist ein „wir“, das sich hier auf die unendliche Suche nach Antworten gemacht hat. Es ist auch ein „wir“, das sich mit

möglichen, vielleicht nützlichen, sicher vorläufigen Antworten an die Öffentlichkeit wendet. Die intellektuelle, auch die theologische Existenz ist – folgt man Brecht – eine gemeinschaftliche, eine wesentlich kommunikative Existenz.

- Die Redlichkeit, ja die Güte der intellektuellen Existenz besteht darin, sich immer wieder von außen fragen zu lassen, sich diesen alten (und neuen) Fragen zu stellen, ja vielleicht selbst Fragen zu formulieren. Dieses unablässige Fragen kann als praxisfeindlich erscheinen, und es markiert jedenfalls die prinzipielle Schwäche, die eigentümliche Hilflosigkeit auch der theologischen Reflexion: Sie führt nicht von sich aus zum Handeln, sondern sie kann dieses Handeln immer nur prüfen: „Seid ihr wirklich im Fluss des Geschehens? Einverstanden mit allem, was wird?“
- Was ist Ihnen unter dem Stichwort „Kriteriologie“ am Ende (unter 4.) also nur anzubieten habe, das ist eine Reihe von Fragen, von zu prüfenden Aspekten – eben einige *Kriterien*, anhand derer die öffentliche, die durchaus auf Verbindlichkeit zielende Rede von der „Qualität pastoraler Arbeit“ sich auf ihren Lebens- und Erfahrungsbezug, ihre institutionelle Herkunft wie ihren gesellschaftlichen Nutzen befragen lassen sollte.

## 2. *Der pastorale Erfolg – einige Erinnerungen*

Nach dieser Verteidigung des pastoralen Reflektierens und Bezweifeln überrascht es vielleicht, wenn man nun auf Manfred Josuttis zu sprechen kommt – hat er sich doch in seinen jüngeren Publikationen immer wieder kritisch gegen die Überschätzung von Reflexion, subjektiver Kognition, überhaupt des ‚Bewusstseins‘ gewandt. Pastorale Arbeit, auch pastorale Ausbildung darf sich nicht in intellektueller Reflexion, in sprachlichen und theologisch-geistigen Anstrengungen erschöpfen, sondern die „Arbeit am Heiligen“, die der „Geistliche“ vollzieht, ist vor allem anderen *Körperarbeit*, leibliche Übung, religiöses „Handwerk“ in Fasten, Beten, Heilen und Segnen<sup>1</sup>.

---

<sup>1</sup> Vgl. besonders pointiert *Manfred Josuttis: Religion als Handwerk*, Göttingen 2002; zur pastoralen Figur des „Geistlichen“ im Unterschied zum „Theologen“ vgl. auch *Ders., Segenskräfte. Potenziale einer energetischen Seelsorge*, Gütersloh 2000, 127–141.

Das Für und Wider dieses religionsphänomenologischen Zugangs zur pastoralen Arbeit ist inzwischen ausführlich erörtert worden<sup>4</sup>. Ich möchte im Folgenden jedoch daran erinnern, dass Manfred Josuttis auch vor seiner ‚energetischen‘ Wende sehr profunde, anregende, auch aufregende Beiträge zur Pastoraltheologie vorgelegt hat, deren Impulse nicht überdeckt werden sollten durch die Skepsis gegenüber den Kategorien und Begriffen, mit denen er inzwischen operiert.

Auch „Der Traum des Theologen“ (1988) argumentiert im Übrigen schon durchaus wissenschafts- und reflexionskritisch; schon in diesem Buch drängt Josuttis auf energisches Handeln angesichts des „Zeitalters der Lebensgefahr“ und fragt danach, was der Pfarrer „zur Erhaltung der Art und der Arten beizutragen vermag“ (a.a.O., 9). Das Buch setzt ein mit der Auslegung eines pastoralen Traumes, in dem sich Zeitbezug, Biographiebezug und ein so prägnantes wie typisches pastorales Selbstbild verbinden:

„Ich predige auf der Kanzel der Martinskirche. Die Kirche ist brechend voll. Ich höre mich sagen: In Südafrika geschieht unsägliches Leid. Botha ist ein Schwein, er hat viele Menschen auf dem Gewissen. Er darf nicht länger regieren. Die Menge tobt und applaudiert, die Kirchenmauern werden transparent und sind weg. In der ganzen Umgebung bis hin zu den Bergen jubeln die Leute: Endlich einmal ganz klar die Wahrheit gesagt! [...]“ (a.a.O., 11)

Die amplifizierende und assoziierende Auslegung dieses Traumes, als die das Buch sich insgesamt präsentiert, rekurriert durchaus schon auf die religionsphänomenologischen und ‚energetischen‘ Deutungsmuster, die später dominant werden. Aber diese Auslegung wird doch (auch) mit den klassischen Mitteln der theologischen Wissenschaft vollzogen: Mit dem Durchgang durch traditionelle Theoriebildung, mit typologischer Konturierung, mit dialektischer Reflexion und Argumentation.

Das Kapitel „Der Erfolg“ (a.a.O., 80–93), an das zunächst erinnert sei, versucht anhand jenes grandiosen pastoralen Traumes auszuloten, warum das Thema „Erfolg“ so stark tabuisiert ist: Welche Konflikte, welche tief sitzenden Wünsche und Ängste, welche theologischen Gefahren und kirchlichen Chancen werden mit diesem Thema berührt? Ich

---

<sup>4</sup> Vgl. zuletzt *Christian Greblein*: Pfarrer – ein theologischer Beruf, Frankfurt/M. 2009, 92ff; *Ulrike Wagner-Rauc*: Auf der Schwelle. Das Pfarramt im Prozess kirchlichen Wandels, Stuttgart 2009, 17ff.

vermute, dass Josuttis' Umgang mit dieser Frage auch für das Thema „Qualität“ lehrreich sein könnte, das ja derzeit – auch auf dieser Konsultation wurde das schon mehrmals notiert – ganz analoge, erhebliche Abwehrreaktionen auslöst und zugleich von einer gewissen Faszination ist.

Josuttis gliedert seinen Essay zum pastoralen Erfolg in drei Abschnitte, die (I) „die verschiedenen Dimensionen des Phänomens freilegen“, (II) „den theologischen Horizont der damit verbundenen *Konflikte* ausmessen“ und (III) einige praktische „Anregungen zum pastoralen Umgang mit der Erfolgsthematik“ skizzieren (a.a.O., 81). – Was die Dimensionierung angeht, so weist Josuttis alsbald darauf hin, dass zum Phänomen (und zum Problem) des Erfolgs „nicht nur das zielorientierte Handeln gehört, sondern auch die soziale Rolle, in deren Rahmen die Handlung erfolgt, und das Individuum, mit dessen Existenz das Erfolgserlebnis in vielfältiger Weise verknüpft ist“ (ebd.). Erfolg findet darum statt

- „in aktionaler Hinsicht: ich tue etwas;
- in sozialer Hinsicht: ich stelle etwas dar;
- in personaler Hinsicht: ich bin etwas“ (ebd.)

Diese Kategorien sind natürlich, in der Rückschau ist das deutlicher zu erkennen, handlungstheoretisch ein wenig grob – gleichsam handgemacht, eigens für die praktisch-theologische Reflexion zurecht gelegt. Gleichwohl sind sie höchst nützlich, um auch im Blick auf das Thema „Qualität“ zwei Aspekte zu betonen, die in einer gewissen Spannung zueinander stehen.

Zum Einen stellt es eine unsachgemäße Verkürzung dar, wenn die Frage nach der „Qualität pastoralen Handelns“ auf die Tätigkeiten der einzelnen Pfarrpersonen beschränkt wird. Es geht – beim Erfolg wie bei der Qualität – immer auch um den sozialen *Kontext* dieses Handelns, und zwar nicht nur im Hinblick darauf, dass natürlich die Wirkung der pastoralen Aktion sich in einer sozialen Beziehung konkretisiert. Sondern zum Erfolg wie zur Qualität des pastoralen Handelns gehört sein Rollengefüge, man kann auch sagen: sein *institutioneller Kontext*. Das pastorale Handeln wird von den Adressaten und den Beobachtern dieses Handelns wahrgenommen und in seiner Güte beurteilt als ein „amtliches“ Handeln, als ein Handeln in einem bestimmten Auftrag und im Namen

---

<sup>3</sup> Eben darauf hat in Pullach auch Eilert Herms verwiesen, indem er ausführlich von den „strukturellen Bedingungen“ eines guten Amtsführung handelte.

einer bestimmten Institution, die den Pfarrpersonen diejenige Rolle allererst zuweist, in welcher sie Erfolg haben oder Qualität zeigen können. Wenn Josuttis davon spricht, dass der Handelnde (auch der pastoral Handelnde) etwas „darstellt“, dann kann man sagen: Zur Qualität dieses Handelns gehört offenbar auch die Bühne und ihre Ausstattung, gehören das Stück und die Mitspieler (Ich komme auf diese Metaphorik zurück).

Die Betonung des Einzelnen, die – im Blick auf die Adressaten des pastoralen Handelns wie auf sein Subjekt – bei der Konsultation immer wieder, in gut protestantischer Tradition artikuliert wurde, muss also im Blick auf unser Thema daher dringend ergänzt werden: Die pastorale Arbeit ist, was ihre Qualität oder ihre Wirkung angeht, auch immer die Arbeit eines ganzen Berufstandes, ja der *Institution* des kirchlichen Amtes.

Sodann, das ist die andere nötige Erweiterung des unmittelbar-aktionalen Aspekts, betrifft die Rede von Erfolg, von Wirkung und Qualität aber doch auch und gerade die *Person* des Handelnden: „Ich bin etwas“. Die protestantische Unterscheidung von Person und Werk, die schon ‚coram Deo‘ schwer fällt, ist ‚coram hominibus‘ noch viel schwieriger, erst recht bei einem so stark mit der Person verbundenen Beruf wie dem der Pfarrerin. Vor allem damit dürfte die allergische Reaktion auf den Begriff „Qualität“ wohl zu erklären sein: Wenn nach der Qualität pastoraler, überhaupt kirchlicher Arbeit gefragt wird, dann kommt eben nicht nur die Qualität einzelner Vollzüge in den Blick, und auch nicht nur die Qualität eines organisatorischen Zusammenhangs – von der Qualität der ‚gemeindlichen Arbeit‘ zu sprechen, wäre wahrscheinlich nicht so konfliktträchtig. Vielmehr rückt hier auch und wesentlich die Person beurteilt, die sich Erfolg und Wirkung, die sich Qualität zuschreiben kann: „Ich bin etwas“ – oder eben nicht(s).

Die Qualitätsdebatte berührt – ungeachtet ihrer institutionellen Dimension – immer auch den zugleich unverfügbaren und höchst empfindlichen Kern der pastoralen Arbeit: ihre persönliche, zutiefst *subjektiv* geprägte Fundierung. Wer kann und will sich anmaßen, diesen subjektiven Kern, auf dem die Wirkung des pastoralen Handelns wesentlich beruht, mittels Standards und scheinbar objektiver Kriterien auszumessen? Wenn das aber nicht möglich ist, dann stößt die Frage nach der Qualität pastoralen Handelns, so scheint es, recht bald auf eine prinzipielle Grenze.

Im zweiten Abschnitt des Kapitels über den pastoralen Erfolg geht Josuttis den Schwierigkeiten und Konflikten nach, die mit diesem Thema verbunden sind. Er argumentiert hier vor allem individual- wie sozialpsychologisch und verbindet damit – im Gefolge *Joachim Scharfenbergs*<sup>6</sup> – den Hinweis auf „biblische Konfliktsymbole“: In ihnen, etwa der Rede vom Heiligen Geist, sind die spezifischen Probleme und Spannungen, die sich mit dem Thema „Erfolg“ verbinden, sowohl markiert als auch produktiv aufgehoben.

Ohne dies hier weiter verfolgen zu können, kann Josuttis' Ansatz doch dazu anregen, auch im Blick auf das Reizthema „Qualität“ nach den *spezifischen Konflikten* zu fragen, die hier seit Längerem oder auch neuerdings einschlägig sind. Etwas schlicht, mit Bertolt Brecht, formuliert: Was sind die Fragen, auf die der Begriff „Qualität“ die Antwort sein soll? Oder soziologisch formuliert: Was ist das *Bezugsproblem*, das mit dem aktuellen kirchlichen Diskurs zur Qualität bearbeitet werden soll?

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit liste ich einige Probleme auf, die in den einschlägigen Texten, vor allem im Impulspapier der EKD im Zusammenhang des Qualitäts-Begriffs genannt werden. Dazu kommen Eindrücke aus der Lektüre der diversen *Leitbilder*, die von Landeskirchen, aber auch von Pfarrvereinen in den letzten Jahren veröffentlicht wurden<sup>7</sup>, und jüngerer pastoraltheologischer Veröffentlichungen<sup>8</sup>.

- Verlust an gesellschaftlicher Bedeutung, konkret – das betont etwa Grethlein – auch an öffentlich-medialer Sichtbarkeit;
- Abgrenzungsprobleme zwischen Familie/Privateben und Beruf; zwischen Person und Amt; von daher ergeben sich die häufigen Fragen nach verlässlicher Erreichbarkeit und ebenso verlässlichem Schutz des Privaten.
- Nach einer Bestimmung der „Qualität“ lässt auch die Diffusität der Aufgaben fragen: Was gehört zum ‚Kern‘, was zum ‚Rand‘?

---

<sup>6</sup> *Joachim Scharfenberg / Horst Kämpfer*. Mit Konflikten leben. Soziologische, psychologische und theologische Konfliktbearbeitung, Freiburg i.Br. 1980.

<sup>7</sup> Leitbild Pfarrer in der Gemeinde (2001); Pfarrerin und Pfarrer als Beruf (EKBO 2004); Das Amt des Pfarrers und der Pfarrerin der modernen Gesellschaft (EKKW 2001); „Was von einem Gemeindepastor / einer Gemeindepastorin zu erwarten ist“ (Bremen 2002); EKHN 2005 u.a. Alle diese Texte sind leicht über das Internet greifbar.

<sup>8</sup> Vgl. neben den Publikationen von Chr. Grethlein und U. Wagner-Rau (s.o. Anm. 4) etwa *Michael Klessmann*: Pfarrbilder im Wandel. Ein Beruf im Umbruch, Neukirchen-Vluyn 2001; *Dieter Becker*: Pfarrberufe zwischen Praxis und Theorie. Personalplanung in theologisch-kirchlicher und organisationsstrategischer Sicht, Frankfurt/M. 2007.

der pastoralen Tätigkeit? Daraus folgen Probleme des Zeitmanagements, des Umgangs mit Verwaltungsaufgaben etc.;

- unklare Kompetenz-Verteilung in der Zusammenarbeit mit anderen Hauptamtlichen (etwa Diakonen, Musikerinnen, Gemeindepädagogen), mit Prädikantinnen/Lektoren, aber auch mit selbstbewussten Ehrenamtlichen;
- Eingriffsrechte der ‚Obrigkeit‘, sei es der Kirchenvorstands, die Dekanin oder die Kirchenleitung, etwa im Blick auf Residenzpflicht, auf Teildienstabgrenzung, auf Versetzung;
- aber auch Erwartungen dieser ‚oberen‘ Instanzen, etwa im Blick auf missionarische Aktivitäten, öffentliche Wirksamkeit oder kollegiale Kooperation. Hier wird neuerdings nach der Beachtung „gesamtkirchlicher Zielvorstellungen“ gefragt<sup>9</sup> oder, etwas offener, nach der Bedeutung des gesamtkirchlichen Kontextes für die pastorale Arbeit.
- Von Kirchenleitungen wie von Kirchenmitgliedern wird sodann die Erwartung einer vorbildlichen Existenz geäußert, sei es – eher traditionell – im Blick auf die Lebensführung, sei es neuerdings auch im Blick auf die spirituelle Praxis der Pfarrpersonen.
- Im Zusammenhang der Qualitätsdebatte wird schließlich auch der (mangelnde) Stellenwert theologischer Fortbildung und theologischer Reflexion beklagt: Die pastorale Arbeit „benötigt Zeit für Lesen, Nachdenken, Meditation und Gebet sowie kollegiales Gespräch“<sup>10</sup>.

Die diversen Formen, eine „Qualität pastoraler Arbeit“ zu bestimmen, wie sie derzeit bedacht werden, lassen sich nun nicht zuletzt danach unterscheiden und beurteilen, welche dieser Probleme der pastoralen Arbeit sie in den Vordergrund stellen – und welche sie vielleicht auch abblenden. Nach meinem Eindruck betreffen viele gegenwärtigen Probleme des pastoralen Berufes vor allem zwei Aspekte, nämlich

- die Schwierigkeit, angesichts zahlreicher Erwartungen, Anforderungen und innerer Ansprüche spezifische *Schwerpunkte in der eigenen Arbeit* begründet zu setzen und durchzuhalten,
- die Schwierigkeit, die *diversen sozialen Bezüge* der pastoralen Arbeit: Öffentlichkeit, Kerngemeinde, Kirchenleitung, Familie, Wissen

---

<sup>9</sup> Kirche der Freiheit. Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert. Ein Impulspapier des Rates der EKD, hg. *Kirchenamt der EKD*, Hannover Juli 2006, 72.

<sup>10</sup> Grethlein, Pfarrer, a.a.O., 130. Im gleichen Sinn kritisierte Eilert Herms auf der Pullacher Konsultation den mangel an „Rückzugsmöglichkeiten“.

schaft, Kolleginnen und Kollegen im Blick zu behalten und – wiederum: mit Gründen – auszubalancieren.

Was die Debatte um die Qualität der pastoralen Arbeit also vielleicht so drängend, aber auch so heikel macht, das ist nicht zuletzt die außerordentlich hohe *Diffusität des pastoralen Berufsbildes*. Formal wird diese – vor allem für die Berufstätigen selbst problematische – Diffusität darin sichtbar, dass die einschlägigen Leitbilder, Kompetenzkataloge oder Kriterien-Sets regelmäßig eine recht hohe Zahl einzelner Punkte, Spiegelstriche oder Unterabschnitte aufweisen<sup>11</sup>, die kaum oder gar nicht systematisch verbunden erscheinen. Schwerpunkte oder Prioritäten, auch leitende Bilder und Gesamtvorstellungen sind schwer auszumachen; sie konkurrieren vielmehr untereinander, in einzelnen Texten wie auch in der Praktischen Theologie. Ein guter Sinn der Debatte um Qualität pastoraler Arbeit dürfte dann darin bestehen, an einem konsensfähigen und orientierungskräftigen *Gesamtbild* des pastoralen Berufes zu arbeiten, das persönliche wie situative Differenzierung ermöglicht, aber gleichwohl die Basis für ein kollegiales Gespräch darstellen kann.

Um es noch einmal deutlich zu sagen: Qualität pastoraler Arbeit bemisst sich dann nicht an der Frage, ob und wie weit einzelne Pfarrpersonen bestimmte Standards erreichen, sondern wie weit sie selbst und andere durch ein solches Gesamtbild dahingehend *orientiert* werden, wie sie Schwerpunkte setzen, welchen sozialen Erwartungen sie auf welche Weise (nicht) entsprechen, und welche Grenzen sie in ihrer alltäglichen Arbeit ziehen können.

In diesem Zusammenhang erscheint es nun bedeutsam, dass Josuttis seinen Essay zum pastoralen Erfolg mit der Erläuterung folgender These beschließt: „Erfolg gibt es nur in der Begrenzung. Man kann nichts tun, wenn man alles tun will. Und man kann einen Realerfolg nicht wahrnehmen, wenn man sich nur den Totalerfolg wünscht. Das pastorale Leiden an der Erfolglosigkeit [ich ergänze: auch das Leiden an fehlender Qualität] hängt in vielen Fällen auch mit immensen Allmachtswünschen zusammen – eigentlich müsste ich alles können, alles tun, alles sein.“<sup>12</sup> (a.a.O., 90)

In praktischer Hinsicht empfiehlt Josuttis – schon 1988! – eine Selbstbegrenzung der pastoralen Allmachtswünsche durch eigenverantwortliche

---

<sup>11</sup> In den Beiträgen des Konsultation selbst gilt das etwa für die Beiträgen von *Thorsten Latzel* und *Christian Frühwald*.

(!) Auswahl, Definition und Überprüfung von *Zielen*. Auf diese Weise vermag die Einzelne sich festzulegen; sie kann „angebbare und messbare Handlungsschritte“ planen und sich, jedenfalls perspektivisch, von der Reaktion auf diffuse Anforderungen umstellen auf eine selbstbewusst profilierte, aktive Schwerpunktbildung. Zielsetzung als *Selbstbegrenzung*, Qualitätsbewusstsein als *Verzicht* auf den totalen Erfolg – das scheint mir auch zwanzig Jahre später noch eine gute Anregung.

In sozialer Hinsicht konkretisiert Josuttis die Forderung nach Selbstbegrenzung durch Überlegungen zur Delegation und Arbeitsteilung in der Gemeinde; in personaler Hinsicht macht er schlussendlich deutlich, dass nur die Akzeptanz meiner je eigenen Grenzen, meiner biographisch unhintergehbaren Bestimmtheit, ein Erfolgserleben eröffnet. Der Umgang mit der Diffusität des Berufsbildes – und mit den dahinter liegenden Totalitätsphantasien – wird damit zu einer genuin *religiösen* Aufgabe:

„Kann ich aushalten, dass ich ich bin und nicht Gott, der alles kann und alles weiß und allen hilft?“ Und ich ergänze: „Kann ich mich darüber freuen, dass ich nicht alleine für die ganze Kirche einstehen muss, die – als Volkskirche – für alle da sein und allen gerecht werden will?“ Noch einmal Josuttis: „Kann ich dankbar dafür sein, dass ich so bin wie ich bin? Kann ich mich gar freuen darüber, dass ich nicht Gott sein muss?“ (a.a.O., 93)

### *3. Die pastorale Arbeit – eine Skizze*

In einem weiteren Kapitel reflektiert „Der Traum des Theologen“, inwiefern und wofür der Pfarrer eigentlich *arbeitet*: „Was hat seine Arbeit mit der Arbeit aller anderen Menschen in der Gesellschaft zu tun?“ (a.a.O., 58) Josuttis versucht, diese Frage im Durchgang durch diverse soziologische und theologische Theorien zu klären: Pastorale Arbeit ist (mit Karl Marx) Kopfarbeit – freilich nicht nur: Der Pfarrer vollzieht auch Rituale, er wirkt auch ganz anders als nur intellektuell. Mit Luther ist die pastorale Arbeit als spezifischer Beruf, mit Schleiermacher als darstellendes Handeln zu begreifen. Religionspsychologisch lässt sich die Arbeit am Heiligen als kontrollierende „Triearbeit“ und als vergewissernde wie verstörende „Krisenarbeit“ verstehen; und verhaltenspsychologisch können in der pastoralen Arbeit verschiedene Strategien der Selbsterhaltung unterschieden und gewürdigt werden.

Ich nenne diese Thesen nur knapp, um anzudeuten, in welchen vielfältigen theoretischen Kategorien das Thema der pastoralen Arbeit beschrieben werden kann, in welchen weiten Horizonten also ein Gesamtbild des pastoralen Handelns konturiert werden muss, um dessen Qualität überhaupt näher bestimmen zu können. Im lockeren Anschluss an die Einsichten Josuttis', dazu mit Rückgriff auf weitere praktisch-theologische und kirchensoziologische Einsichten versuche ich nun im Folgenden – in sechs Schritten – ein solches Gesamtbild zu skizzieren, immer mit einem Blick auf die Frage, wie die ‚Qualität‘ der jeweiligen Aspekte oder Dimensionen näherhin bestimmt werden könnte.

(1) Im Anschluss an die Confessio Augustana lässt sich der Vollzug des Glauben schaffenden ‚verbum externum‘, also das ‚ministerium verbi‘ nach CA V, als die „Kommunikation des Evangeliums“ (Ernst Lange) bestimmen. Zu dieser Kommunikation gehört, das macht die CA in ihrer Abfolge der Artikel I bis V deutlich, einerseits ein bestimmter, also prinzipiell satzförmiger oder lehrhafter *Inhalt*; und dazu gehört andererseits, dass dieser spezifische Gehalt verbal und leibhaft (in Wort und Sakrament) so präsentiert wird, dass er für die Adressaten jenes ‚verbum externum‘ verständlich, zugänglich, im eigenen Leben anschlussfähig ist.

Aus dieser basalen Verfassung der Kommunikation des Evangeliums ergeben sich, wie Eilert Herms auf der Konsultation entfaltet hat, zwei basale Güte-Kriterien, die auch und gerade für das ‚ordentlich berufene‘ (CA XIV), das im Auftrag der Gemeinde und im Namen der Kirche tätige pastorale Amt gelten. Die pastorale Kommunikationsarbeit ist einerseits daran zu messen, dass der lehrhafte Inhalt dieser Kommunikation, ihre ‚doctrina‘, dem Evangelium klar und rein (‚pure‘) entspricht; andererseits muss diese Kommunikation anschlussfähig für ihre Partner gestaltet werden. Es ist die Fähigkeit, die Kommunikation des Evangeliums in jenen beiden Dimensionen zu gestalten, die der prinzipielle Gegenstand der theologischen Ausbildung und die in theologischen Prüfungen wie in Visitationen thematisch ist. Alle weiteren Qualitätskriterien des pastoralen Handelns können nur als Präzisierungen dieser Grundbestimmung begriffen und entfaltet werden.

(2) Die Kommunikation des Evangeliums, die durchaus nicht nur, aber doch prägnant von den pastoralen Amtspersonen verantwortet wird, vollzieht sich in der modernen, funktional wie religiös immer mehr differenzierten Gesellschaft offenbar in sehr unterschiedlichen Horizonten. Um diese pluralen Vollzüge zu strukturieren, hat Dietrich Rössler die

von Trutz Rendtorff und anderen entwickelte Theorie des neuzeitlichen Christentums bekanntlich praktisch-theologisch, ja im Grunde pastoral-theologisch konkretisiert<sup>12</sup>: Neben die Kommunikation des Evangeliums in der Öffentlichkeit der *Gemeinde*<sup>13</sup> tritt eine davon mehr und mehr unterschiedene *allgemeine*, zunehmend säkulare Öffentlichkeit. Während sich Predigt und Gottesdienst an die Gemeinde wenden, betrifft der kirchliche Unterricht (nicht nur) in der Schule diese gesellschaftliche Allgemeinheit des Christentums; für diese (nicht nur pastorale) Kommunikation außerhalb des kirchlich-institutionellen Rahmens gelten weitere, pädagogisch und soziologisch auszuweisende Kriterien der Handlungsgüte.

Das Auseinandertreten von kirchlichem und gesellschaftsöffentlichem Christentum eröffnet dann seit dem 18. Jahrhundert (drittens) den Raum für ein unendlich vielfältiges *individuelles* Christentum, das sich vom kirchlichen Christentum (mal kritisch, mal zustimmend) unterscheidet, und das die Pfarrperson vornehmlich durch alltagsbezogene sowie durch seelsorgliche Kommunikation erreicht. Hier gelten wiederum Kriterien einer erfolgreichen, gelungenen religiösen Kommunikation, die sich von den in Kirche und Öffentlichkeit geltenden Kriterien unterscheiden.

Über Rösslers Unterscheidung einer dreifachen Gestalt des Christentums – und darum auch des pastoralen Handelns – wird eine gegenwärtige pastoraltheologische Typisierung mindestens dort hinaus gehen müssen, wo sowohl die kirchliche als auch vor allem die öffentliche Religion, die zudem immer mehr auch andere als christliche Prägungen umfasst, sich ihrerseits immer stärker ausdifferenzieren. Auf diesem Hintergrund wachsen der Pfarrerin verstärkt innerkirchlich-organisatorische Gestaltungsaufgaben zu: Zur Kommunikation des Evangeliums gehören immer stärker Tätigkeiten, die das Handeln in der Gemeinde wie in einem Dekanat oder einer Landeskirche so koordinieren und profilieren, dass

---

<sup>12</sup> Vgl. *Dietrich Rössler*: Grundriss der Praktischen Theologie, Berlin / New York 1986 (21991), bes. 57f (§ 4) und 79ff (§ 6, Kap. 1); zudem vgl. *Trutz Rendtorff*: Theorie des Christentums, Gütersloh 1972; *Martin Laube*: Theologie und neuzeitliches Christentum. Studien zu Genese und Profil der Christentumstheorie Trutz Rendtorffs, Tübingen 2006.

<sup>13</sup> Wie zuletzt noch einmal Hans-Richard Reuter betont hat, bezieht sich das ‚publice docere‘, das dem ordentlich berufenen Amt nach CA XIV aufgetragen ist, gerade nicht auf die allgemein-gesellschaftliche Öffentlichkeit, sondern auf die innerkirchliche Aufgabe, das Priestertum aller Getauften im gemeinsamen Leben der Gemeinde angemessen zu ordnen, vgl. *Hans-Richard Reuter*: Das Pfarrerbild in der Kirchenverfassung (2004), in: *Ders.*, Botschaft und Ordnung. Beiträge zur Kirchentheorie, Leipzig 2009, 111–184, hier 134f.

es ‚nach innen‘ eine gewisse Klarheit bewahrt und ‚nach außen‘ prägnant erscheint. Es ist vor allem dieser *kirchlich-institutionell profilierende Handlungstyp*, der in den jüngeren Reformpapieren vom Pfarramt gefordert wird. Seine Adressaten sind systematisch offenbar zwischen dem kirchlichen und dem öffentlichen Christentum anzusiedeln; dieses Handeln wird sich also weder auf den binnenkirchlichen Horizont beschränken noch seine Alleinzuständigkeit für das gesellschaftliche Christentum behaupten dürfen. Wie sich dieses Handeln zu den drei ‚klassischen‘ Handlungstypen verhält, bedarf offenbar dringend weiterer Klärung<sup>14</sup>.

(3) Bleiben alle diese Kommunikationsbemühungen noch im Bereich wesentlich sprachlicher Kommunikation, so ist mit Josuttis darauf hinzuweisen, dass zur pastoralen Arbeit auch der Vollzug von einprägsamen Ritualen gehört – und dass der Pfarrperson auch eine besondere Lebensführung aufgegeben ist: Sie „soll wahres christliches und wahres menschliches Leben darstellen“<sup>15</sup>.

Mit dieser Einsicht, unterstrichen durch hohe Bedeutung eines „vorbildlichen Lebens“ der Pfarrerschaft, wie dies in den Mitglieder-Erhebungen regelmäßig zu Tage tritt, wird der Bereich des wirksamen, gezielten und messbar wirkungsvollen Handelns freilich überschritten. Zur pastoralen Arbeit gehört es wesentlich, dass die Pfarrperson selbst eine *religiöse Figur* ist, dass sie – vor allem gezielten Handeln – ein religiöses, ein durch das Evangelium bestimmtes Leben *darstellt*. Das ‚Lebenszeugnis der ganzen Gemeinde‘, das E. Herms in seinen Überlegungen herausgestellt hat, erscheint hier pastoral zugespitzt: Den Pfarrerinnen und Pfarrern wird eine bestimmte Rolle zugeschrieben, sie sind Darsteller – und zwar auch da, wo sie nicht gezielt religiös kommunizieren, wo wie weder predigen noch lehren noch beraten und trösten<sup>16</sup>.

(4) Es gehört zu den pastoraltheologischen Herausforderungen der Gegenwart, diese *symbolische Funktion* des pastoralen Berufs angemessen zu beschreiben und dann auch in ihrer ‚Güte‘, ihrer Qualität näher zu bestimmen<sup>17</sup>. Denkbar wäre etwa, Rösslers Differenzierung von kirch-

---

<sup>14</sup> Wichtige Materialien dazu finden sich bei *Michael Nüchtern*: Kirche evangelisch gestalten, Heidelberg 2008.

<sup>15</sup> Josuttis, *Der Traum des Theologen*, a.a.O., 62.

<sup>16</sup> Das hat nicht zuletzt *Ernst Lange* deutlich gesehen, vgl. *Ernst Lange*: Die Schwierigkeit, Pfarrer zu sein (1973), in: *Ders.*, Predigen als Beruf. Aufsätze zu Homiletik, Liturgie und Pfarramt, München 21982, 142–166.

<sup>17</sup> Vgl. dazu die Überlegungen bei *Jan Hermelink*: Pastorales Wirken im Spannungsfeld von Organisation, Person und ‚geistlicher‘ Darstellung. Aktuelle Tendenzen der Fremd- und

lichem, öffentlichen und privaten Christentum nicht nur auf das gezielte Handeln, sondern auch auf jene symbolische Funktion des pastoralen Berufs zu beziehen.

Die Pfarrperson symbolisiert demnach jedenfalls das *individuelle*, private Christentum: Die Pfarrerin steht exemplarisch für das „wahre christliche und das wahre menschliche Leben“ (M. Josuttis). Dieses wahre, ideale Leben wird im Einzelnen, je nach Zeitumständen, Frömmigkeit und sozialer Situation sehr Verschiedenes bedeuten können – jedenfalls aber umfasst diese Darstellung auch das private Leben des Pfarrers, und gegenwärtig mehr und mehr auch sein sog. geistliches Leben, wenn denn zum privaten Christentum auch eine erkennbare, profilierte Frömmigkeitsgestalt gehört.

Zugleich symbolisiert die Pfarrerin aber gerade so auch das *öffentliche* Christentum. Nicht nur in ihrem gesellschaftlichen Engagement, in ihren politischen Stellungnahmen, in ihrer Begleitung öffentlicher Katastrophen wie kommunaler Festgelegenheiten markiert sie – ob sie will oder nicht – die gesamtgesellschaftliche Bedeutung des Glaubens. Sondern in der Gegenwart wachsen der Pfarrperson auch in dieser Hinsicht neue Darstellungs-Aufgaben zu: Angesichts öffentlicher Religions-Vielfalt wird von ihr erwartet, in ihren öffentlichen Äußerungen und ‚Auftritten‘ auch das spezifische Profil einer christlich-religiösen Lebensführung zu markieren.

Schließlich symbolisiert die Pfarrerin auch das *kirchliche* Christentum, und zwar durchaus in Differenz zum individuellen Glauben wie zur öffentlichen Religion: Die Pfarrperson steht stets auch für die Kirche im Ganzen, für ihre Organisation, für ihr Verhalten als Arbeitgeber und als Verhandlungspartner. Nicht zuletzt steht der einzelne Pfarrer dann in diesem Kontext auch für den pastoralen Stand, die Gemeinschaft der Ordinierten im Ganzen.

Dieser skizzenhafte Durchgang sollte nicht zuletzt plausibel machen: Das zentrale Kriterium für die Qualität des symbolischen Handelns der Pfarrperson, in diesem Sinne: der pastoralen Selbstdarstellung, die zugleich eine Darstellung des Evangeliums sein soll, besteht in deren klarer Gestalt, ihrem erkennbaren Profil, ihrer *Prägnanz*. Insofern die Arbeit an einer solchen symbolischen Prägnanz der eigenen Rolle auch immer

---

Selbstwahrnehmung, in: PTh 97 (2008), 384–403. Die obige Skizze führt einen Nebengedanken dieses Aufsatzes weiter.

Selbstbegrenzung impliziert, lässt sich die Begrenzung der kirchlichen wie der pastoralen Totalitätsansprüche, die Josuttis zur Bedingung eines erfolgreichen pastoralen Handelns erklärt hat (s. o. (2.)), positiv wenden: Zur verweisenden Darstellung der Pfarrperson, zu ihrer performativen Kompetenz gehört die Fähigkeit der Selbstbegrenzung wesentlich hinzu – und zwar wiederum individuell, aber auch in ihrem Institutionsbezug.

(5) Die Einsicht, dass pastorale Arbeit nicht nur gezielt wirkendes, sondern auch darstellendes Handeln umfasst, dass sie nicht nur intendierte Kommunikation, sondern auch ungewollte Darstellung beinhaltet, eine personale Symbolisierung des christlichen Glaubens in dimensionaler Vielfalt – diese Einsicht erfordert, wird sie vom Einzelnen angeeignet, nun zwingend eine *Reflexion der eigenen Rolle*. Wie sind diese verschiedenen Wirkungs- oder Kommunikationsansichten (s. o. (2)) und diese verschiedenen Darstellungsansichten (s. o. (4)) zu verbinden und auszumitteln? Zur Qualität pastoraler Arbeit gehört demnach *wesentlich* – nicht nur ad libitum – eine Reflexion dieser Arbeit, ihrer kommunikativ gezielten wie implizierten Aspekte. Dazu noch drei kurze Hinweise:

- Insofern ist das Amt der Pfarrerin offenbar, wie es Albrecht Grözinger skizziert und begründet hat, als ein *intellektuelles* Amt zu verstehen<sup>18</sup>. Das schließt Körperarbeit, energetische „Arbeit am Heiligen“ (Josuttis) nicht aus; aber ohne Reflexion, ohne theologische Identitätsarbeit wird dieses leibliche Darstellen kein Profil und keine Prägnanz erlangen. Indem Josuttis seine Hochschätzung des pastoralen ‚Handwerks‘ zugleich immer wieder praktisch-theologisch reflektiert und diskutiert, bringt er ebenfalls eben dies zum Ausdruck: Die Qualität pastoraler Arbeit ist wesentlich als *hermeneutisch-reflexive Qualität* zu beschreiben.
- Die pastorale Rollen- und Handlungsreflexion wird dabei die wachsende Pluralität der Situationen, Bezüge, Aufgaben und Adressaten der pastoralen Arbeit in ihren verschiedenen Dimensionen zu verarbeiten haben. Die pastoral-berufliche Reflexion zielt von daher darauf, die Pluralitäts-Kompetenz der Amtsträgerinnen und -träger zu erhöhen<sup>19</sup>.
- Diese Reflexion wird gemeinsam, kollegial erfolgen müssen, weil die pastorale Symbolisierung, ihre implizite Wirkung eben nicht

---

<sup>18</sup> Vgl. *Albrecht Grözinger*: Das Amt der Erinnerung. Überlegungen zum künftigen Profil des Berufs der Pfarrfrauen und Pfarrer, in: *Ders.*, Die Kirche – ist sie noch zu retten? Anstiftungen für das Christentum in postmoderner Gesellschaft, Gütersloh 1998, 134–141.

<sup>19</sup> Vgl. dazu *Gretlein*, Pfarrer, a.a.O., 122, 134f.

nur durch individuelles Handeln erfolgt<sup>20</sup>, sondern die einzelne Pfarrerin immer auch die Pfarrerschaft im Ganzen vertritt und zur Darstellung bringt. Auch auf der Ebene der pastoralen Eigentheorien zeigt sich also: Die Qualität pastoralen Handelns kann keine individuelle, sondern sie kann nur eine gemeinschaftlich sich bildende Qualität sein.

(6) Zu den Einsichten, die sich empirisch über den Pfarrberuf gewinnen lassen, gehört es schließlich auch, dass seine symbolischen Bezüge nicht nur das individuelle, öffentliche, kirchliche Christentum betreffen: Die Pfarrperson repräsentiert nicht nur individuellen Glauben, gesellschaftliche Religion und kirchliche Institution – sondern zugleich (!) auch *das Jenseits* aller dieser Bezüge<sup>21</sup>.

Die Pfarrerin markiert, das ist in der unmittelbaren Interaktion genauso zu beobachten wie in der öffentlicher Wahrnehmung, eben nicht nur den menschlichen, strukturell mehrdimensionalen Bezug auf Gott, sondern zugleich – umgekehrt – die göttliche Präsenz in der Wirklichkeit: Gegenüber der *Einzelnen* repräsentiert (und vermittelt) der Pfarrer auch göttlichen Segen; in der *Öffentlichkeit* symbolisiert die Pfarrerin auch und gerade, dass nicht alle Wirklichkeit verzweckt, rationalisiert und ökonomisiert ist. Gerade hier zeigt sich im Übrigen eine theologische Grenze des Qualitäts-Diskurses: Das Wesentliche des kirchlichen, auch des pastoralen Wirkens (nicht: Handelns) kann nicht nur nicht, es *darf* auch gar nicht gemessen werden, weil es nicht weniger als die *göttliche Unverfügbarkeit* markiert.

Auch im Blick auf das kirchliche Christentum, genauer: auf die kirchliche Organisation<sup>22</sup> symbolisiert die Pfarrerin dann auch nicht zuletzt die Grenze der kirchlichen Verfügungsmacht. Sie ist zweifellos die Vertre-

---

<sup>20</sup> Vgl. dazu nochmals *Hermelink*, Pastorales Wirken, a.a.O.

<sup>21</sup> Vgl. die Durchführung dieses Gedankens für das gesellschaftliche Bild der Kirche bei *Monika Wohlrab-Sahr*: Kulturelle Diversität und ein verbindendes Kontrastprinzip: Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge, in: *J. Hermelink / I. Lukats / Dies.* (Hg.), Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge, Bd. 2. Analysen zu Gruppendiskussionen und Erzähl-interviews, Gütersloh 2006, 321–338.

<sup>22</sup> Zum komplexen Verhältnis von kirchlicher Institutionalität und kirchlicher Organisation vgl. *Jan Hermelink*: Organisation und Institutionalität der Kirche – eine theologische Konfliktanalyse, in: *Kirchenamt der EKD* (Hg.), Der Beitrag der Theologie in den gegenwärtigen kirchlichen Herausforderungen. Dokumentation eines Symposiums der Evangelischen Kirche in Deutschland, epd-Dokumentation 34/2009, 20–27.

terin der Kirche vor Ort, sie erscheint als „Filibalistin“ des kirchlichen Großbetriebs (Herbert Lindner) – und diese ihre Leistung kann wohl auch gemessen werden. Zugleich jedoch symbolisiert sie, dass Gott *nicht* nur in, mit und unter der erfahrbaren Kirche präsent ist, sondern auch außerhalb, ja trotz dieser Organisation. Indem die Pfarrerin je und je auch die Freiheit von kirchlichen Vorgaben markiert, symbolisiert sie auch (nicht nur!) die Selbstbegrenzung des kirchlichen Christentums. Oder, mit Josuttis gesagt: Die Arbeit am Heiligen, die der Pfarrer real wie symbolisch vollzieht, geht in der kirchlichen Bindung der Heiligen nicht auf – sie muss sich allerdings auch nicht prinzipiell dagegen wenden.

#### 4. Bündelung: Prüffragen zur ‚Qualität pastoraler Arbeit‘

Zum semantischen Feld der ‚Qualität‘ gehören die Kriterien, die Prüffragen, die die ‚Qualitätsbeauftragte‘ an das Produkt, die Leistung oder die Kompetenz der Mitarbeitenden stellen wird. Diese Gattung aufnehmend, resümiere ich meine tastenden Überlegungen zum Sinn einer Rede von pastoraler Qualität in Form von *Prüffragen*, die die künftige Diskussion zu diesem Thema begleiten können sollten. Auch der Zweifler, wie Brecht ihn in Szene setzt, artikuliert sich in Fragen, die hier noch einmal die Richtung vorgeben mögen:

- „Wem nützt es, was ihr da sagt?“ Wie ist das Bezugsproblem, wie sind die Beteiligten und Betroffenen der jeweiligen Rede von „Qualität pastoralen Handelns“ genauer zu bestimmen?
- „Ist es auch angeknüpft an Vorhandenes?“ An welche „Sätze, die Vor euch gesagt sind“, knüpft die jeweilige Bestimmung der pastoralen Arbeit an; welche Traditionen des Berufsbildes werden aufgenommen, transformiert – oder ignoriert?
- „Wer seid ihr?“ Wem wird die Qualität jenes Handelns zugerechnet: (nur) den einzelnen Berufstätigen, seiner/ihrer Gemeinde bzw. Arbeitsstelle, dem gesamten pastoralen Berufsstand, der Kirche, ja dem Christentum im Ganze?
- „Werdet ihr noch?“ Wie geht die Bestimmung der Qualität pastoralen Handelns mit der prinzipiellen Unverfügbarkeit des personalen Kerns jenes Handelns um?
- „Ist es zu eindeutig?“ Wie wird das Verhältnis des ‚wirksamen‘ Handelns der einzelnen Pfarrperson und der symbolischen, vielfältig verweisenden Dimension der personalen Rolle bestimmt?

- „Lässt es euch auch nüchtern?“ Was trägt die jeweilige Rede von pastoraler Qualität dazu bei, die Abwehr von Totalitätsillusionen und Allmachtsphantasien, positiv: eine konsensfähige Begrenzung des pastoralen Handelns zu ermöglichen?
- „Nachdenklich haben wir uns an ...“ Welcher Stellenwert wird der (individuellen und gemeinsamen) Reflexion des Berufsbildes, eines orientierenden Gesamtbildes des pastoralen Handelns und Wirkens eingeräumt?

Die kritische, zweifelnde Frage danach, wie die Qualität der pastoralen Arbeit verantwortlich bestimmt werden kann, ist dieser Arbeit selbst offenbar nicht äußerlich. Ein solches tastendes, suchendes reflektierendes Fragen, im Rahmen kollegialer Beratung wie fachtheologischer Diskurse, ist demnach keine (mehr oder weniger lästige) Vorarbeit für die Optimierung des ‚eigentlichen‘ beruflichen Handelns; sondern dieser Zweifel gehört zur pastoralen Arbeit selbst wesentlich hinzu. Eine Debatte über die Kriterien der Qualität pastoraler Arbeit, wie sie auf dieser Konsultation exemplarisch zum Austrag kommt, vermag insofern einen genuinen Beitrag zu eben dieser Qualität zu leisten.